

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Steiner, Jörg
Ein Kirschbaum am Pazifischen Ozean

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41967-0

SV

Jörg Steiner
*Ein Kirschbaum am
Pazifischen Ozean*

Suhrkamp

Ein Kirschbaum am Pazifischen Ozean

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-518-41967-0

1 2 3 4 – 13 12 11 10 09 08

Schon eine Woche später konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wie das Wetter am 20. September 1996 auf der Reise zum Flughafen gewesen war: wechselhaft vermutlich, unbeständig wie die Erinnerung selbst, die alles in Bewegung setzt.

In der Nacht zuvor hatte unsere Katze eine Viper ins Haus gebracht, und wir mußten die Schlange fangen, bevor sie in der Wärme der Wohnung aus ihrer Kältestarre erwachte.

Wir waren zu spät dran. Nervös.

In unserem Zugabteil roch es intensiv nach Waldpilzen.

Der Stein in Silvias Armband warf einen grünen Schein auf das Heft mit den Kreuzworträtseln unter ihrer Hand.

Jetzt hatten wir auf einmal viel Zeit; aber die Nervosität ging nicht weg. Das Flugzeug sollte um 13.30 Uhr starten. Flugzeit: elf Stunden. Ich hatte die Route auswendig gelernt: Zürich – Stuttgart – Amsterdam – Nordschottland – Grönland – Kanada – Las Vegas – Los Angeles; ganz so, als wäre durch die Beschwörung der Namen eine Abweichung früh genug zu erkennen, um sie korrigieren zu können, noch bevor ein Ton in der Stimme der Stewardess an eine Warnung denken ließe und Gefahr; ein Ton, der macht,

daß nicht mehr die Stimme eines Automaten spricht, sondern ein Mensch.

»Weißt du«, sagte ich zu Silvia, »mir ist eingefallen, daß die Leute am Max-Kade-Institut nicht nur über Literatur mit mir reden möchten. Sie haben schon einige Erfahrungen gemacht mit Schweizer Autoren aus Zürich, aus der Romandie, aus dem Tessin.«

Darauf gab meine Frau eine Antwort oder hatte eine andere Frage, unentschieden, und ich dann auch wieder – und das war der Abschied; einmal mehr ganz unwirklich und mißglückt in einer unerklärlichen Verlegenheit.

Zwischen Himmel und Meer dachte ich, daß die Amerikaner von mir wohl doch auch etwas über die nachrichtenlosen Vermögen, über das Raubgold und über die an der Schweizer Grenze abgewiesenen Flüchtlinge zu erfahren wünschten. Alle namhaften Zeitungen hatten in diesem Jahr davon berichtet, und seit dem 17. August dieses Jahres wurde im Bundesbeschluß der Schweiz auf die Betonung des »Jüdischen« verzichtet und nur noch von Opfern, Raubgut und Zugehörigkeit von Personen und Organisationen zum »Dritten Reich« gesprochen.

Es war nicht auszuschließen, daß einige der Teilnehmer an dem Kurs, den ich anbieten wollte, sich der Gewalt, die Tritt faßt im Marschschritt und alles, was sich ihr in den Weg stellt, vernichtet, nur durch Flucht

und also durch den Verlust ihrer letzten Sicherheiten hatten entziehen können.

In der Schweiz wurden die Berichte der Professoren, die der Wahrheitsfindung dienen sollten, mit kollektivem Vergessen beantwortet und erledigt.

Von 1936 bis 1945 hatte ich die Geschichte der Verschonten am eigenen Leib erfahren. In den Straßen meiner Kindheit blieb von den Anfängen des Krieges nur ein Nachhall der Stimmen im Radio in Erinnerung; ein Schreien, Brüllen und Heulen.

Von allen Geschichten würde ich die allereinfachste erzählen, gelassen und ohne Aufregung: die Geschichte einer Schulklasse, in der immer dieselben zwei Schüler ausgelacht wurden, beim Ballspiel auf dem Hof, im Klassenzimmer und in der Turnhalle. Der eine hieß Georges. Nach dem Krieg zog er mit den Eltern nach Israel, ich weiß genau, in welchem Jahr, ich weiß, wie lange er mir schon fehlt in einer Kameradschaft, die aus Not entstanden ist.

An das Ausgelacht-Werden sollte man sich nicht gewöhnen.

Ich hoffe, daß er sich nie mit der Verachtung abgefunden hat, in keinem Exil und in keiner Heimat.

Und ja, ich könnte den Kursteilnehmern bestätigen, daß sich die amerikanischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg anständig verhalten hatten. Sie würden es von mir erwarten.

Ich schlief ein, erwachte wieder und schaute durch die Wolkenpakete hindurch auf den Ozean; der Tag zog sich hin, wir folgten der Sonne.

Bei der Ankunft auf dem Internationalen Flughafen in Los Angeles war immer noch später Nachmittag. Gedehnte Zeit.

Wir wurden in eine Empfangshalle geleitet. Vor den Schalern der Grenzbeamten hatten sich vier lange, von uniformierten Polizistinnen umkreiste und von Zurufen und Befehlen eingeschüchterte Warteschlangen gebildet, aus denen hin und wieder Leute herausgeholt und weggeführt wurden. Man kann sich vorstellen, daß Grenzbeamte aller Länder leicht zu reizen sind; Wiederholungen, bis alles eingeebnet ist. Daran dachte ich, als nach einer halben Stunde jemand »*Next*« rief, und »*Next*« war ich, und so überquerte ich den am Boden aufgemalten blauen Streifen, der die übrige Welt von Amerika trennt.

Ein Mann hinter einem Tisch winkte mich herbei, schaute mich an, lange, nahm dann ruhig meinen Paß an sich und fing an, darin zu blättern.

Ohne aufzuschauen, fragte er schließlich: »Sind Sie privat hier, junger Mann?«

»Ja«, sagte ich, »ich glaube schon; ziemlich privat.«

»Aha«, sagte er, »ich sehe, daß Sie ein Visum als Schriftsteller beantragt haben.«

»Ja«, sagte ich.

Und er: »Was schreiben Sie?«

»Bücher«, sagte ich, »Novellen, Geschichten, alles mögliche.«

»Das ist gut«, sagte er. »Wann, sagten Sie, wollen Sie wieder zurückkehren nach Europa?«

»Im Januar«, sagte ich.

»Nein«, sagte er. »Wissen Sie, ich schreibe auch; Gedichte, spanisch. Ich bin auch ein Poet. Unser Land braucht Poeten. Bleiben Sie hier bis März, das ist ein schöner Monat, der März in Los Angeles. Ich notiere es so in Ihrem Paß. Sie bleiben bis zum 17. März. Bleiben Sie! Viel Glück!«

So empfing mich Amerika an diesem hellen Herbsttag, und erst ein paar Wochen später erfuhr ich, daß alle Inhaber eines gültigen Visums eine Aufenthaltbewilligung für sechs Monate bekommen: alle, ohne Ausnahme, stillschweigend.

Es war einfach nur Freundlichkeit, die den Beamten dazu bewogen hatte, sich mit mir zu unterhalten; es war die Einladung, mich in seinem Land wohl zu fühlen; es war als Ermutigung gedacht.

Vor der Landung, kreisend über Stadt und Meer, tiefer und tiefer, hatte mir der Sitznachbar, der auf der ganzen Reise geschlafen hatte, erklärt, daß man hellwach sein müsse, wenn man sich hier durchschlagen wolle – oder wenn man, so wie er, sich nicht nur durchschlagen, sondern etwas erreichen wolle; ein neues Leben zum Beispiel.

Er saugte an den Zähnen und sagte: »Als erstes gehen Sie in eine Buchhandlung und kaufen sich einen Stadtplan von Los Angeles und Umgebung. Haben Sie gehört? Und Umgebung. Wir sind hier mehr als vierzehn Millionen; mit Umgebung. Sie werden aber keinen passenden Stadtplan finden, es gibt Hunderte von Stadtplänen, aber es gibt keinen passenden. Sie werden ganze Bücher mit Stadtteilplänen finden. Keiner paßt. Das ist das erste, was Sie zu lernen haben. Mit einem Stadtplan können Sie diese Stadt nicht kennenlernen; jeder ist schon überholt, wenn er gedruckt wird. Sie brauchen ihn nur, um das zu begreifen.

Zweitens: Sie mieten einen Wagen, oder besser, Sie kaufen einen auf dem Hof eines Gebrauchtwagenhändlers. Sie können den Preis ein wenig herunterhandeln, aber nicht zu sehr. Mit Autos ist es hier nicht so wie bei Ihnen zu Hause, Autos sind bei uns kein Luxus, den man sich vielleicht leistet. Wer kein Auto hat, kann hier sein Leben nicht verdienen. Danach richten sich auch die Händler. Das, was Sie bekommen, ist seinen Preis wert. Wenn Sie also einen Ferrari für 8000 Dollar nehmen, müssen Sie den Verkäufer nicht mit der Frage nerven, ob das Auto unfallfrei sei. Der Preis spricht zu Ihnen, hier in Los Angeles. Spitzen Sie die Ohren, machen Sie die Augen auf. Mir scheint, entschuldigen Sie, daß Sie ein Grünschnabel sind, trotz Ihres Alters.

Da fällt mir ein: Könnte es sein, daß Sie keinen Führerschein besitzen? In diesem Fall kann ich Sie beruhigen. Sie machen den Schein hier. Das ist überhaupt kein Problem. Einfache Leute schaffen das so gut wie die Stars am Sunset Boulevard. Schwarze, Weiße, Mexikaner, Eingewanderte ohne Schulbildung, Banker, Diebe, Lahme und Blinde: Allen gibt die Behörde den Führerschein. Schwerhörige nehmen einen Freund zur Prüfung mit, der an ihrer Stelle die geflüsterten Zahlen mit lauter Stimme nachspricht. Der Experte lacht vor sich hin, drückt einen Stempel ins Formular, und schon haben Sie bestanden. Alles geht gut, bis Sie einen Unfall verursachen. Danach ist alles weg. Alles! Weg! Aus und vorbei!«

Ebenso unvermittelt, wie er seine Rede begonnen hatte, brach er sie ab, kehrte zurück in sein Schweigen und verschwand darin.

Ich hatte gespürt, wie es sich auf mich übertrug, mich hineinzog wie in eine zunehmende Kälte, und später mußte ich alle Kraft zusammennehmen, um mich und meine Koffer durch die Halle zu schleppen, bis zum Ausgang, bis durchs Tor hindurch. Dann, beim Gehen, fand ich endlich wieder zu mir, in einem leichten Schwindel nach dem Schwächeanfall.

Auf dem Vorplatz kam eine junge Frau auf mich zu. Sie entdeckte mich sofort unter den Reisenden, die geschäftig hin und her rannten, nach Angehörigen Ausschau hielten, Taxis herbeiwinkten.

Mit einer knappen Bewegung reichte sie mir die Hand, sagte ihren Namen: Mirjam.

Sie stellte sich vor als Assistentin des Gastgebers, Professor Renato Sieberg. Er würde mich später am Abend in dem Hotel, zu dem sie mich jetzt brachte, abholen und vermutlich bei Sonnenuntergang zum Essen im zwölften Stockwerk eines Restaurants an der Ocean Avenue einladen.

Sie war eine gute Fahrerin. Ihre konzentrierte Ruhe tat mir wohl.

Nur beiläufig erklärte sie, daß sie an der Universität ihr Abschlußexamen mache. Die Arbeit für den Professor gehöre dazu. Sie würde mich begleiten zu den Treffen im Max-Kade-Institut und in Long Beach. Sie freue sich auf die Lesungen, auf die Gespräche mit den Teilnehmern, auf das Seminar mit mir, dem Swiss Writer-in-Residence.

An der University of Southern California, sagte sie, würden immer noch einige europäische Sprachen gelehrt, es würden Sänger und Theologen ausgebildet, aber auch Regisseure und Schauspieler. Aber die große Aufmerksamkeit gelte zur Zeit Asien und vor allem Japan. Amerikaner seien empfänglich für Wunder, auch wenn es nur Wirtschaftswunder seien.

II

Das Hotel Cal Mar war wie ein mexikanisches Anwesen um einen Innenhof herum gebaut worden. An weiß gestrichenen Masten neben den Garageboxen flatterten, straff im Wind, die Fahnen vieler Länder. Auf dem Flachdach gingen Arbeiter in weißen Overalls hin und her.

Ein Erdbeben hatte nicht nur auf dem Dach, sondern auch auf dem Innenhof, den Gehwegen und den Treppen Risse und Verwerfungen hinterlassen, geringere Schäden jedoch als am Hochhaus gegenüber, das nicht mehr bewohnt schien und mit leeren Fensterhöhlen daran erinnerte, daß bei einem schweren Beben ein großer Teil Santa Monicas im Meer versinken würde.

Cal Mar, Hotel, Suites, Küchen, geheiztes Schwimmbad, California Avenue, Santa Monica. So lautete jetzt meine Adresse für die nächsten drei Monate: provisorisch nicht nur eines möglichen Erdbebens wegen, sondern vielmehr, weil die ganze Anlage mit den drei wie flüchtig in den Boden gesteckten Fächerpalmen und den in Büschen und Papageienblumen aufblitzenden Kolibris selbst etwas Provisorisches an sich hatte.

Professor Sieberg sagte, er sei einmal seiner Frau auf einer ihrer Spazierfahrten in seinem eigenen Wagen

gefolgt und habe so zufällig dieses Hotel entdeckt. Er habe hier inzwischen schon einige Gäste der Universität untergebracht, alle seien sehr zufrieden gewesen, ja, und seine Frau habe mir auf dem Küchentisch einen Fruchtekorb hingestellt. Im Kühlschrank sei eine Flasche Wein, Sauvignon Blanc, nehme er an. Sie mache das immer so, Früchte und Wein. Ob er mit mir hinaufkommen wolle, um ein Glas Wein zu trinken, fragte ich ihn. »Später einmal, an einem anderen Tag«, sagte er. »Jetzt aber gehen wir richtig essen. Mögen Sie Fleisch?«

Daß diese erste Begegnung seltsam gewesen sei, dachte ich am nächsten Morgen, während ich meine Koffer auf dem Sofa im Wohnzimmer auspackte: Kleider, Bücher, Papiere und meine Schreibmaschine, die zierliche Olivetti 22, die Schönheit aus Ivrea in Italien.

Fassungslos entdeckte ich, daß sie auf dem Transport zerstört worden war, mit zerbrochenen Buchstaben, nicht wiedergutzumachen. Totalschaden.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte.

Der Verlust machte, daß ich in der Fremde angekommen war als ein Besiegter, als ein Entwaffneter, als ein Geschlagener.

Dies war ein panischer Augenblick, eine Atemnot, aus der nur das tiefste Ausatmen helfen konnte, während der Film im Kopf rückwärts lief und die Olivetti

sich auf wundersame Weise wieder zusammensetzte außerhalb der Wirklichkeit.

Und unvermittelt mit dem Einatmen dann das Aufbäumen, um sich selbst wieder zu spüren und das Nächstliegende anzupacken, sich auf den Weg ins Unbekannte zu machen, um Zigaretten, Milch und Brot zu kaufen.

Beim Gehen sah ich, daß die Behauptung, in Los Angeles könne man sich nur mit dem Auto bewegen, nicht wahr ist. Auf den Gehsteigen und Straßen, unter Palmen, Nadelbäumen und Lichtampeln gab es andere Spaziergänger, es gab Marschierer, Flaneure mit Hunden, Frauen und Kinder, Rollbrettfahrer, Streuner und Jogger.

An der Ecke zur 7. Straße stieß ich auf einen älteren Mann, der gerade dabei war, eine Kartonschachtel aus seinem Wagen zu heben. Ich hielt ihm die Tür auf und fragte ihn, ob es in der Nähe eine Einkaufsmöglichkeit gebe. Sorgfältig stellte er den Karton zwischen uns ab, machte ein paar rasche Schritte von mir weg, blieb stehen, kam langsam zurück und sagte: »Mein Name ist Frank. Wie heißen Sie?«

»Jörg«, sagte ich.

»York«, sagte er, »gut, gut. Brauchst du Geld, York? Einen Dollar vielleicht?« – und er streckte seine Hand aus mit einem Geldschein zwischen Daumen und Zeigefinger. Seine Stimme klang verschwörerisch; aber erst nach weiteren Fragen entschied er sich,

distanzierter jetzt und mißtrauisch, mir zu antworten: Ja, es gebe an der Wilshire Avenue, am Lincoln Park vorbei, am Ende dieser Straße einen Seven-Eleven-Laden, ein kleines Einkaufszentrum, »für Kreditkarteninhaber«, fügte er bei und ließ mich stehen.

Ich sah an mir herunter: graue Hose, Wildlederschuhe. Ich trug eine Jacke und ein schwarzes Hemd; so angezogen, hatte ich auch schon an einer Hochzeit teilgenommen und einen Geburtstag gefeiert. Was also ließ den ersten Einheimischen, mit dem ich sprach, annehmen, er habe es mit einem Bettler zu tun? Die Frisur vielleicht (das Wort paßt nicht zu mir), die Zigarette in der Hand, die fremdartige Sprechweise? Oder doch einfach nur die Tatsache, daß ich zu Fuß unterwegs war, um Lebensmittel einzukaufen, was vermutlich ganz unüblich war, in einer Stadt, in der allein der Preis den Wert der Dinge ausmacht, wie der Mann im Flugzeug gesagt hatte?

Wie unterschied sich die amerikanische Naivität von der europäischen?

Ich mußte aufpassen, daß die Frage nicht zu einer fixen Idee wurde. Er, der Sitznachbar, hatte mir seine Adresse im Gedächtnispark der Veteranen in Culver City gegeben. Die Namen suggerierten mir eine Sehnsucht auf Vorrat, die ihm unbekannt war.

An diesem Morgen lernte ich, wie er geraten hatte, die Stadt ohne Stadtplan kennen, die Tüte mit Eßwaren

im Arm, mit der Wilshire Avenue als Rückzugslinie, um den Weg nach Hause zu finden in das Hotel mit dem beschädigten Innenhof, der von einem Ereignis zeugte, das vor der Gegenwart geschehen war.

Um elf Uhr brach die Sonne durch den Nebel: ein schönes, körperhaftes Spätsommerlicht. Ein von Efeu überwachsener Dinosaurier aus Eisendraht bewachte die verkehrsfreie Promenade in der 3. Straße. Vor einem wohl gerade erst eröffneten Lokal stand ein Polizist. Zwischen den Stühlen und Tischen auf dem Gehsteig eilte eine Kellnerin hin und her. Sie lief nicht, sie rannte nicht, sie hatte sich eine sportliche Gangart ausgesucht; sie war Geherin.

Sie hatte gesehen, daß ich vor der ausgehängten Speisekarte stehengeblieben war, und kam auf mich zu: »Toast mit Butter 1,95 Dollar«, sagte sie, »Kaffee und Zucker und Fruchtsaft inbegriffen, okay, bis um halb zwölf. Ich bin Studentin, verdiene mein Studium selbst, Stundenlohn vier Dollar fünfzig, fünfzehn Prozent Trinkgeld sind üblich.«

Sie hatte mich sogleich als festen Kunden gewonnen. Das Lokal hieß Prager's Restaurant & Ice Cream Parlor. The best Non-Fat Ice Cream in the World.

Der Besitzer sei Wolfgang Prager, sagte sie. Er sei mit seinem Bruder eben erst in die 3. Straße gezogen und habe das Haus umgebaut.

Prager: Den Namen hatte ich einmal an einem Gasthof in Graz gesehen.

Als hätte die Kellnerin meine Gedanken gelesen, sagte sie: »Kommen Sie vielleicht auch aus Österreich?«

Es war nicht schwer, sich in diesem Teil des südwestlichen Los Angeles zurechtzufinden, die kleinen Wege zu gehen auf den Straßen Arizona, Colorado, auf der Promenade zum Zeitungskiosk, zum Markt, zur Post, zur American Express Filiale.

In der 3. Straße gab es auch ein Woolworth-Kaufhaus mit einer Papeterie-Abteilung. Nach Schreibmaschinen, sagte dort einer der Verkäufer, sollte ich mich besser drüben in der Buchhandlung erkundigen.

Die Buchhandlung Barnes & Noble hatte nichts Romantisches, nichts Labyrinthisches oder Verträumtes, sie glich keiner der Buchhandlungen, die wir zu Hause aufsuchen, mit blinden Scheiben an der Eingangstür, mit dem Geruch von Staub und Papier und feuchtem Mauerwerk und mit bis zur Decke reichenden Büchergestellen, aus denen sich, wenn wir geduldig sind, ein graues Männchen löst, herbeischlurft und nach unseren Wünschen fragt.

Hier thronte in ihrem ganzen Glanz über der Ebenholztheke die gewaltige Kaffeebatterie, die Kassen klingelten fröhlich, die neuesten Zeitschriften gingen von Hand zu Hand, und die Bücher, die im Frühjahr erschienen waren, standen jetzt bereits in der Abteilung des Modernen Antiquariats.

Es war aussichtslos, sich nach einer Schreibmaschi-

ne zu erkundigen bei den flinken Kassiererinnen mit den schön bemalten Lippen und den strahlenden Zähnen, die sie beim Lächeln zeigten, weiß, wie die Kalkfelsen von Rügen.

Lang hielt ich mich auch nicht in der Ecke mit den Stadtplänen auf, ich wußte ja Bescheid, und die Tüten, die ich immer noch im Arm trug, waren warm geworden und schwer.

Als ich das Hotel betrat, grüßte der Pförtner im Durchgang schon so, wie man einen alten Bekannten grüßt.

Im Innenhof spielte ein alter Mann mit einem Kind Pingpong auf dem halbrunden Platz mit Tischen und Liegestühlen zwischen den Blumeninseln. Tische mit Aschenbechern. Wenn ich von meinem Schreibtisch im Wohnzimmer aufsah, hatte ich sie im Blick. Ich redete mir ein, nicht darauf zu warten, daß sich ein Raucher hinsetzte und eine Zigarette anzündete.

Los Angeles würde nicht zu einem Mythos werden wie New York.

III

Professor Sieberg erwartete, daß ich mich den Kurs-
teilnehmern im Max-Kade-Institut am ersten Abend
mit einer Antrittsrede vorstellte.

Am Montag nachmittag schrieb ich auf ein liniertes
Blatt: Den ganzen Vormittag habe ich gearbeitet.
Das ist zuviel, wenn man nur einen einzigen Einfall
braucht.

Lange vor mir hatte jemand festgestellt, daß das
Schreiben von Hand etwas anderes ist als das Schrei-
ben mit den Fingern. Das war eine Behauptung, es
hätte ein Anfang sein können, es ging ja nur darum,
einen Anfang zu finden.

Der Abend im Hotel war ein Raum voller Stimmen
und Töne; voller Geschichten, dachte ich. Ich muß
mit Geschichten anfangen, wenn ich eine Rede hal-
ten soll; ich will erzählen, nicht reden.

Die halbe Nacht saß ich am Schreibtisch, dann, am
frühen Dienstag morgen entschloß ich mich, alles lie-
genzulassen und spazierenzugehen auf einem weiten
Gang nach Süden, zum Pazifischen Ozean.

Der Wind zischte in den Palmwedeln auf dem Geh-
steig der California Avenue, die hinunterführt zum
Riff und zum Palisades Park. Im feuchten Morgen-
nebel lagen, wie Mumien in Decken, Fetzen und Pla-
stiksäcken eingewickelt, schlafende und halbwache

Menschen, den Arm um eine Tasche gelegt oder
umstellt von einer mit Schnüren befestigten Burg aus
ausgemusterten Einkaufswagen: Obdachlose, Junge
und Alte, dunkle Schatten, weißhäutige Männer und
Frauen. Man konnte sehen, daß nicht alle Bettler wa-
ren. Man konnte sehen, daß sich einige selbst aus al-
len Verbindungen gelöst hatten, andere aber von der
Gesellschaftszentrifuge aus ihrer Bahn geschleudert
worden waren. Alle Bezeichnungen, mit denen man
sie belegte, um sich von ihnen abzugrenzen, waren
herabsetzend. Es gab die Ungezähmten, die auch oh-
ne festes Dach über dem Kopf ihren Trotz und ihre
Autonomie bewahrten, und es gab die Entmutigten,
die der Verwahrlosung nichts mehr entgegenzuset-
zen hatten.

Homeless nannte man sie auch hier, im Süden Kalifor-
niens, wo sie sich in dem milden Klima ein wenig zu
Hause fühlten.

Im Sonnenlicht, das den Nebel zerstreute, verloren
Bäume, Büsche und die Liegewiesen allmählich ihren
nassen Glanz. Graue, wie Eichhörnchen aussehende
Ratten huschten in den Ästen herum. Ein Duft
von Jasmin, tropischen Blüten und Harz erfüllte die
Luft. Der Zaun, der das Gelände sichern sollte, war
an manchen Stellen beschädigt, zerbrochen oder mit
dem unbefestigten Grund aus Gras und Erde in die
Tiefe gestürzt. Dort, zwischen Tuffsteinbrocken und
Strand, zog sich der Pacific Coast Highway hin.

Eine Treppenbrücke führte hinunter zu der Bucht, dem Sand, den Betonpisten für Jogger und Rollschuhfahrer und dem ins Meer hinausgebauten Pier, der in nichts der Vorstellung entsprach, die ich mir von ihm gemacht hatte als romantischem Hafendamm: mediterran.

Alles war hier effizient und eindeutig; es war ohne Geheimnis, banal wie eine Versuchsanordnung. Neben einem Karussell stand das blau verhüllte Zelt des Cirque du Soleil. Es war unmöglich, sich zwischen den Leinwandplanen hindurchzuzwängen und in die Arena vorzudringen. Die einzigen Artisten waren die Möwen in ihrem Flug und Spiel im Wind. Ihr Gleichgewicht im Dahingleiten, im Aufsteigen und bei der Landung auf den schmalen Geländern übertrug sich, wenn man lange genug hinschaute, auf einen selbst. Sie erinnerten mich an die Kunststücke der Gaukler und Equilibristen, die ich einmal als Kind auf dem Viehmarkt der Stadt bestaunt hatte.

Das Ende des Piers gehörte den Anglern, die schweigend nebeneinanderstanden, ihre Rute auswarfen und die Fische, die nach dem Köder geschnappt hatten, aus dem Wasser zogen. Der Fang schien ihnen lästig zu sein. Hastig rissen sie den Tieren die Angel aus dem Maul und warfen sie ins Meer zurück, wo sie, ohne sich zu bewegen, zwischen den mit schwarzen Muschelbärten besetzten Stützbalken versanken.

Ich konnte es nicht verstehen. In Amerika werden

Krustentiere gegessen, auch Fisch aus Zuchtfarmen und Fisch, der auf hoher See gefangen, verarbeitet und tiefgekühlt wird. Die Angler an diesem Pier aber schienen sich nur hierher zurückgezogen zu haben, um ungestört ihren Gedanken nachzuhängen.

Daß Tausende von Amerikanern Jäger waren, fiel mir ein; daß ich aber nie Wild auf einer amerikanischen Speisekarte gefunden hatte. Die meisten waren wohl, wie Hemingway in Afrika, Pelz- und Trophäenjäger aus Abenteuerlust und Liebhaberei.

Als ich um sechs Uhr ins Hotel zurückkehrte, wartete Professor Sieberg schon auf mich. Wir tranken oben in meinem Wohnzimmer ein Glas Wein zusammen, redeten ein bißchen über Friedrich Schiller und über den Western *High Noon* von Fred Zinnemann, vergaßen die Zeit und mußten uns dann beeilen, um nicht zu spät zu dem Treffen im Institut zu kommen.

Als wir dort eintrafen, hatten sich vor dem Eingang ein paar Leute versammelt, und während wir sie begrüßten, schaute ich, zuerst wohl zufälligerweise, dann wie gebannt, immer wieder hinüber zu dem Haus auf der anderen Seite der Fahrbahn: Nichts Besonderes war zu sehen; nur das Gefühl, hier schon einmal gewesen zu sein, vor diesen geschlossenen Fensterläden hinter einer Eibenhecke, irritierte mich; es war wie ein Bild der Erinnerung.

Der Professor wollte nichts davon hören. Er sagte,

das Haus sei seit Jahren zum Verkauf ausgeschrieben, ohne Spuren von Lebenden, unbewohnbar, verwildert wie der Vorgarten.

»Komm jetzt endlich«, sagte er, »wir sind nicht Schatten in einem Drehbuch, fünfzig Leute warten auf uns.«

Von jetzt an sagten wir nicht mehr Sie zueinander. Das Du fiel mir nicht leicht; aber dann, am Vorlesepult, bedankte ich mich dafür.

»Sie haben mich als Schriftsteller eingeladen«, sagte ich, »das haben Sie jetzt davon. Sie haben einen eingeladen, der nicht über das Leben schreibt, sondern das Leben erzählt. Sie verstehen: Ich rede von Geschichten, vom Lesen und vom Schreiben. Das Leben, das sich selbst erzählt, hält die Zeit nicht an; aber das kleine Mädchen in einer erzählten Geschichte wird immer ein kleines Mädchen bleiben und in der Geschichte aufgehoben sein.«

Ich zitierte Robert Walser: »Hören Sie mir bitte hübsch sorgsam zu, ohne sich im mindesten zu beunruhigen, denn es handelt sich ja, wie ich gestehe, hier nur um ein Erzählen, durchaus nicht um das Ablegen von Wahrheiten.«

Es gab keine Reaktion auf den Namen Walser. Ich war verlegen, ich hatte das Gefühl, mich bei ihm entschuldigen zu müssen für den Mißbrauch; für die Störung, dachte ich.

Dann fiel mir auch noch eine Ferienreise ein und un-

sere Tochter Sarah, die mich auf der Fähre von Piombino nach Elba gefragt hatte: »Du, was muß man eigentlich machen, damit man etwas erlebt?«

Sie wußte, daß ich Bücher schrieb, aber sie war noch zu klein, um eine Leserin zu sein wie ihre Schwester Rachel. Sie glaubte, daß einer, der Bücher schreibt, für Erlebnisse zuständig ist. Nichtleser haben Angst vor der Langeweile.

»Sie sehen«, sagte ich, »es ist ganz einfach. Ich spreche mit Ihnen über Dinge, die man sogleich wieder vergessen kann.«

Nach der Lesung (sie war viel zu lang) gab es eine Unruhe im Saal und endlich eine erste Frage, die Professor Sieberg selbst stellte. Er bat mich, etwas über die Mundarten in der deutschen Schweiz zu sagen, und ob sie subversiv seien, nicht angepaßt, eine Art von Opposition gegen die Schriftsprache? Dieser Bitte kam ich nach, die Leute lachten ein wenig über die komischen und ruppigen berndeutschen Beispiele: *müs, diis, üses, öies – Längizyt.*

Dann fragte ein Kursteilnehmer nach dem Humor in der Schweizer Literatur, ihm schien, der Humor komme zu kurz.

Ich muß zugeben, daß es keine gute Idee war, diese Bemerkung nicht ernst zu nehmen. Ich hätte Mark Twains Geschichte »Der gestohlene weiße Elefant« in diesem Zusammenhang nicht erwähnen dürfen.

Mirjam brachte mich vor Mitternacht ins Hotel zurück.

»Ich möchte gerne wissen«, sagte sie, »warum Sie dem Mann, der von einer Autorenbeschimpfung bei einer Tagung der Gruppe 47 in Princeton gesprochen hat, nicht gesagt haben, daß Sie selbst dabei waren. Sie haben nur gerade einen Lastwagen auf dem Campus erwähnt und zwei Männer, die im Laderaum Tango tanzten. Er hat es überhaupt nicht verstanden. Sie haben die Beschimpfung miterlebt. Niemand hat es verstanden.«

Ich war ausgestiegen, der Motor lief schon, als sie das Fenster herunterkurbelte und sagte: »Sie wollten sich bei uns nicht anbieten, ist es so? Und übrigens: In dem Haus, nach dem Sie sich erkundigt haben, ist vor ein paar Monaten eine Tote gefunden worden, eine Weiße, jung, unversehrt und namenlos. Renato Sieberg weiß das. Vielleicht erinnert es ihn an den Film *Die Tote von Beverly Hills*. Gute Nacht.«

Wäre Professor Sieberg am Anfang des 20. Jahrhunderts nach Amerika gekommen, in einer Zeit, in der Hollywood aus Farmland, Stechginsterwald und Kakteenfeldern bestand, hätte er sich wie selbstverständlich dem damaligen amerikanischen Lebensstil angepaßt.

Es fällt nicht schwer, ihn sich vor 1910 als Gast in einer der weitläufigen Villen in einem Saal mit hohen Fenstern, teurem Parkett, kostbaren Möbeln und Gemälden vorzustellen, im Gespräch mit vornehmen und kultivierten Gastgebern auf dem Goldgrund des alten Reichtums und der puritanischen Erziehung.

Als ein zur falschen Zeit Geborener, so kam er mir schon bei der ersten Begegnung vor: höflich, einsam, großzügig, von einem heimlichen Kummer und wohl auch von seiner Arbeit an einer Hollywood-Chronik belastet.

Ich wußte, daß er einmal auch ein Buch über die Emigranten nach 1933 geschrieben hatte, und es schien mir so, als sei er bis heute stolz darauf, alle Leute zu kennen, die auf irgendeine Weise prominent waren. Der Glanz der Macht zog ihn unwiderstehlich an.

Als wir im Charthouse Restaurant am Meer beim Mittagessen saßen, beugte er sich im Lärm der in der Nähe landenden Flugzeuge zu mir herüber und sagte:

»Internationaler Flughafen. Ein Start pro Minute, eine Landung pro Minute. Vor Jahren habe ich das einmal anders erlebt, bei einem Essen mit dem deutschen Staatsoberhaupt: Stell dir vor, zwei Stunden lang war jede Flugbewegung über der Stadt verboten.«

Seine Augen glänzten; er war glücklich oder fast glücklich; man kann das nicht so genau wissen. Ich versuchte, es herauszufinden, wir tranken zusammen ein wenig Wein, bis sich der Kellner um zehn Uhr abends weigerte, eine weitere Flasche zu bringen, wenn wir dazu nicht auch Essen bestellten: wieder Fleisch, ungeheure Portionen. Gleichzeitig mit den Tellern wurde, ohne daß wir darum gebeten hätten, eine Plastikschachtel auf den Tisch gestellt. *Doggy bag*. Man nahm die Reste mit nach Hause oder legte sie in der Nähe eines Obdachlosen neben den Mülleimer.

»Hatte das deutsche Staatsoberhaupt eigentlich auch einen Namen?« fragte ich den Professor: »Weizsäcker oder Kohl? Und wie war das Essen mit Dürrenmatt?«

»Das war oben im Steakhouse in Santa Monica, nicht hier«, sagte er. »Dürrenmatt bestellte zwei Portionen Schokoladenpudding. Seine Gattin hielt ihn nicht davon ab. Hast du Dürrenmatt gekannt?«

»Gekannt ist zuviel gesagt«, sagte ich. »Ich habe mit ihm gesprochen, zwei- oder dreimal, ich habe ihn gelesen, und einmal hat er auf meine Bitte hin einem Freund geholfen, einem schon zu Lebzeiten verges-

senen Dichter. Er wisse nichts davon, sagte er, als ich ihm für die Hilfe dankte, seine Sekretärin kümmere sich um solche Dinge. Dürrenmatt gehörte niemandem.«

»Ich verstehe dich nicht«, sagte er. »Du hättest ihn gewinnen können, ihr seid beide zuerst Emmentaler und erst dann Schweizer. Ich kann nicht verstehen, wie du deine Freunde auswählst.«

»Ja, das kann ich oft auch nicht«, sagte ich, »und es geht nicht immer gut. Freunde sind selten. Der Unterschied zwischen mir und dir ist nur der, daß ich auch Leute mag, die nicht berühmt sind.«

»Weißt du«, sagte er, »diese Stadt ist eine Wildnis. Sie nimmt keine Rücksicht auf wärmere Gefühle. Du mußt wachsam sein, immerzu. Hier gibt es Finsternisse, von denen du keine Ahnung hast. Ich werde einmal mit dir in die Innenstadt fahren, zu den Blocks, wo sich verschiedene Banden und Gangs bekriegen in Straßenkämpfen, die nur Verlierer hervorbringen. Dreizehnjährige erschießen einander. In Los Angeles gibt es Prostitution, Raub, Mord, Menschenhandel, Drogen, Erpressung.«

Die Gewalt breite sich aus von Ost nach West, hatte schon eine Journalistin aus Leipzig berichtet nach meiner ersten Vorlesung. Sie war in die Stadt gekommen, um einen Film zu drehen über die Faszination des Bösen in Hexen- und Teufelsritualen, und schien

selbst fasziniert zu sein von den Graffiti an Brücken, Wänden und Mauern, die nichts anderes waren als Darstellungen eines gewaltsamen Todes zur Erinnerung an ein verlorenes Bandenmitglied.

Sie hieß Marlene Hollo.

Ich lud sie ein, mit mir den Markt zu besuchen an der Arizona Avenue und dann beim Frühstück über ihr Filmprojekt zu reden. Ich wollte ihr den Vorschlag machen, eine Reportage über die Arbeit der in Europa noch kaum bekannten Organisation Tree People zu realisieren.

An jenem Abend im Charthouse aber, der am Mittag begonnen und bis weit in die Nacht hinein gedauert hatte, konnte Professor Sieberg sich auch dazu entschließen, mir von dem vor noch nicht langer Zeit geschehenen Überfall auf seine Tochter Clara zu erzählen.

»Mehr als tausend Überfälle, Tag für Tag, das gehört hier auch zur Normalität«, sagte er.

Und dann, nach einer langen Pause: »Es nützt aber nichts, davon zu reden, wenn man selbst betroffen ist; es macht es nicht leichter.«

Es war so, daß Clara in einem Park am Hang angefallen wurde. Der Penner schlug mit einer Eisenstange auf sie ein, prügelte sie ins Gebüsch zu seiner Lagerstatt und versuchte dort, sie zu vergewaltigen. Als er ihr die Zunge in den Mund schob, biß sie mit aller

Kraft zu. Er mußte vor Schmerz geschrien haben, er ließ von ihr ab, es gelang ihr, auf einen der unteren Parkwege zu flüchten. Dort waren Leute, die ihr zu Hilfe kamen.

Als sie Anzeige erstattete, sagte man ihr, sie habe Glück gehabt. Für die Polizei war es ein alltäglicher Fall. Routine.

Drei Tage später wurde der Mann in der Nähe des Piers verhaftet. Er blutete noch immer aus dem Mund und konnte vor Schwäche kaum mehr stehen.

Als der Prozeß begann, war Clara voller Zuversicht: Sie hatte Mut gezeigt und Widerstand geleistet. Sie hatte sich aus eigener Kraft befreit.

Der Angreifer wurde verurteilt, »Clara aber«, sagte der Professor, »mußte sich – das war eine Auflage des Gerichts – einer psychiatrischen Behandlung unterziehen, um, wie es hieß, das Geschehene mit professioneller Hilfe zu verarbeiten. Verarbeiten«, sagte er, »ist ein furchtbares Wort.«

Er lehnte sich zurück. Der Kellner erschien am Tisch mit der Rechnung. An der Wand bewegten sich die Schatten im schwankenden Licht der Lampen. Der Professor sprach leise, so, als spreche er nur noch zu sich selbst.

Es fanden Sitzungen statt, eine Reihe von Sitzungen, in denen seine Tochter den Überfall in den kleinsten Einzelheiten schildern mußte, wieder und wieder – und von Mal zu Mal verlor sie dabei ein Stück

ihrer anfänglichen Sicherheit. Man konnte zusehen, wie ihre Angst zunahm und sie verstörte. Sie gab ihre Wohnung auf und kehrte in ihr Elternhaus zurück. Die ganze Nacht mußte das Licht in ihrem Zimmer brennen. »Und das war noch nicht alles«, sagte er. »Da gab es plötzlich einen Verdacht, so etwas wie eine Anschuldigung; eine Ungeheuerlichkeit.«

Ich versuchte ihn durch Ablenkung zu trösten.

»Aber Clara kann singen«, sagte ich, »ich habe sie im College gehört, sie hat eine schöne Stimme; es war schwierige Musik. Ich war hingerissen von ihr, wirklich. Ich sagte es ihr, aber sie sagte nur: ›Ja, vielleicht kann ich etwas, aber es hat nichts genutzt.‹«

Renato Sieberg hob den Kopf, blinzelte und legte mir die Hand auf den Arm. Wir bestellten noch einmal Wein, bekamen keinen mehr und gingen hinaus zum Parkplatz. Es war Nacht. Über dem Meer war der Himmel dunkel, die Brandung war laut geworden.

Der Parkwart fuhr den Wagen über die Eisenketten bis vors Tor, ohne Licht. Wir gingen zu ihm hinüber, er nahm das Trinkgeld, nickte und übergab dem Professor den Schlüssel. »Gute Luft, heute abend«, sagte er. »Ich würde die Fenster offenlassen beim Fahren.«

Im Hotel waren zwei Nachrichten eingetroffen, beide von Silvia. Ich nahm sie mit ins Bad, und da passierte es mir wieder, daß ich den Wasserhahn schließen wollte, wie man ihn zu Hause schließt, und ihn dabei,

wie es hier eingerichtet ist, ganz öffnete. Völlig durchnäßt griff ich zum Telefon, um Silvia vor der Tücke der Installateure in amerikanischen Badezimmern zu warnen, nachts um halb drei. Sie hatte in der Schweiz, Europa, kurz vor Mittag, eher wenig Verständnis für meine Warnung.

Ich war nicht müde und setzte mich ans offene Fenster im Wohnzimmer. Man konnte, ohne das Licht anzuzünden, die Notizen lesen, die auf dem Tisch lagen. Man konnte einen trockenen Pullover anziehen und an der angefangenen Arbeit für das Institut weiterschreiben bis zum Sonnenaufgang, wenn die Schatten der Hochhäuser kälter sind als die Schatten der Nacht.

Um zehn Uhr weckte mich das Telefon, Marlene Hollo, es war Samstag.

Sie wartete im Durchgang bei Herrn Mo, dem Pförtner des Hotels, und sie war nicht allein.

Den Mann, der mit ihr gekommen war, hatte ich bei meiner ersten Vorlesung kennengelernt, als er sich über den fehlenden Humor der Schweizer Autoren beklagte: Andreas – Andy – Lambert.

Jetzt behauptete er, daß Märchen der Brüder Grimm in Amerika beliebt seien, nachdem Walt Disney »Aschenputtel« verfilmt hatte. (»Verfilmt«, sagte er.)

Die Sache mit den Schuhen aus Glas hatte ihn sehr

beschäftigt; die Sache war die, daß das Mädchen im Märchen Schuhe aus feinstem Hermelin geschenkt bekommt. So erzählten es auch die russischen Emigranten in Paris ihren Kindern. Das alte französische Wort für »Pelz«, *vair*, wurde umgedeutet zum gleichklingenden *verre*, und so verwandelten sich bei Walt Disney die Pelzpantöffelchen zu hochhackigen, blitzenden Glasschuhen und die europäische Phantasie zur amerikanischen Fantasy.

Andreas – Andy – Lambert duldet keine Fragen.

Er sprach Deutsch mit einem Akzent. Er hatte sich mit seiner Geschichte vorgestellt: Er war mit seinen Eltern aus dem Elsaß gekommen, über Toulon und Argentinien nach Los Angeles, Ende 1944.

Während wir zu Fuß über die Wilshire Avenue zum Markt gingen, gab ich zu, daß es auch bei meinem Text »Dornröschen ist eine alte Frau geworden« – ich hatte ihn auf Wunsch Professor Siebergs vorgelesen – wenig zu lachen gab.

»Aber die Hoffnung schmückt sich mit Humor«, sagte er, »man muß ihn der Wirklichkeit abtrotzen. Ich meine nicht die Zerrbilder, die unten in Long Beach den Leuten angeboten werden: Dort hat man die Ölpumpen im Meer mit Aufbauten, elektrischen Lichterketten und Glühlampen zu Märchenschlössern verwandelt.«

»Aber das ist doch lustig«, sagte Frau Hollo und lachte.

Er schaute sie an wie einer, der fest entschlossen ist, die drei Aufgaben, die ihm die Prinzessin gleich stellen wird, unter Einsatz seines Lebens zu lösen. Sie blühte auf unter diesem Blick, schob aber gleichzeitig ihre Hand unter meinen Arm, als sei Lambert gar nicht da – und doch galt allein ihm das Stakkato ihrer Absätze auf dem Pflaster.

Ich mochte dieses Spiel nicht und sagte es ihr, als er mit den Tüten, die er für sie zu Pragers Eisdielen trug – grüne und schwarze Avocados, hellrote Trauben, Nüsse, Kiwis und Feigen –, im Gedränge hinter uns steckenblieb.

»Ich glaube, er mag Sie«, sagte ich, »Sie nützen das aus, vielleicht ist es auch umgekehrt. Es geht mich nichts an, ich will nichts damit zu tun haben.«

»Ist ja gut«, sagte sie erschrocken, »ich muß schauen, wo ich bleibe; weiß man es denn im voraus?«

Es war plötzlich warm geworden. Wir setzten uns an einen Tisch des Restaurants auf der Promenade: Uns gegenüber spielte ein wie Fats Waller gekleideter Mann mit Melone Klavier, kahlgeschorene Mönche in safrangelben Umhangtüchern gingen in Dreierreihen an uns vorbei, ein federgeschmückter Indianer setzte sich feierlich in den chromblitzenden Sessel des Schuhputzers.

Lambert beugte sich zu mir hinüber, sein Mund war an meinem Ohr: »Hören Sie«, flüsterte er, »ich weiß von Frau Hollo, daß Sie eine Schreibmaschine su-

chen. Ich habe eine alte Imperial anzubieten. Sie hat meinem Vater gehört. Ich schenke sie Ihnen. Es ist am einfachsten, wenn ich sie Ihnen in Ihr Hotel bringe, übermorgen, wenn es Ihnen paßt. Dann können wir auch reden, vertraulich.«

Lautfetzen, Stimmen, Tonwolken erfüllten die Nacht im Hotel.

Botschaften gingen über den Ozean hin und her.

Bekannte kündeten ihren Besuch an, vorsichtig.

Der Vizekonsul in Los Angeles schlug auf dem Telefonbeantworter einen Empfang im Institut vor.

Die Klimaanlage klopfte ihren asynchronen Takt in den Singsang der Asiatin im Westflügel des Hauses.

Töne und Bilder flossen ineinander über, das Unwirklichste aber, scheint mir, war mein eigener Rückzug in das Fernsehprogramm des Classic Sports Channel mit den Filmen längst vergessener Boxkämpfe von Sugar Ray Robinson und Max Schmeling. Nur wenig unterschied sich das Programm eines anderen Senders: Dort wurden in einem Schaukampf zwischen Clinton und Dole ebenfalls Punkte verteilt; *keep on punching!*

Der Sieger war bedauernswerter als der Verlierer. Ich schlief nicht gut in dieser Nacht.

Der neue Tag war kalt. Mit dem Wind zog kompakter Nebel vom Ozean herein, aber die Leute gingen in Shorts und T-Shirts herum, als ob die Sonne schiene. Entweder spürten sie die Kälte nicht, oder sie trauten